

Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ich habe eine Bitte an dich. Du sollst mir einen großen Dienst erweisen, einen meiner Patienten, er ist ein Duzfreund von dir, zu einer Konsultation bewegen. Ich meine, er soll den Wunsch nach der Zuziehung eines Spezialisten äußern, und dann möchte ich diesem die Behandlung abtreten.“

„Was soll ich? Was willst du? Hör' ich recht?“
Es war kein besonders geistreiches Gesicht, das Wentgraf zu den Worten Donalds machte, und er wiederholte seine Frage noch einmal, als könnte er seinen Ohren nicht trauen.

„So was tut man doch nicht, oder ist dir der Fall nicht klar? Und auch dann? Bitte, was soll ich?“

„Es mag sich seltsam genug anhören; aber ich kann dir weiter nichts erklären; ich bitte, wenigstens auf eine Erklärung zu verzichten. Nimm's als Ehrensache und sei mein Sekundant in diesem Sinn! Mit einem Wort, ich kann bei Gunter nicht mehr Hausarzt sein, ich darf es nicht.“

Wentgraf war nachdenklich geworden, und Donald verstummte. Seine Gedanken rissen ihn fort und entrückten ihn der Gegenwart. Nach einem Schweigen begann er wieder zu sprechen. Er hatte Philipp gebeten, ihn nicht nach Gründen zu fragen, und nun kam er selbst nicht von Erklärungen los.

„An Gunter ist nichts zu doktern; man kann es ihm nur erleichtern, und dazu hat ja die Wissenschaft eine Anzahl Mittel, die jedem Arzt geläufig sind. Und der Arzt hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das Flämmchen anzufachen und zu unterhalten, und wenn es auch grausam scheint, ein Leben zu verlängern, das von dem Leidenden nur als Dual empfunden wird.“

Der andere erhob den Kopf.

„Nun, und?“

Donalds Augen suchten die seinen.

„Und wie denkst du darüber?“

Da zuckte Wentgraf die Achseln.

„Verdammte Pflicht und Schuldigkeit, so hast du ja ganz richtig bemerkt. Ich glaube, ich hätte die Courage auch nicht, dieser Pflicht zuwiderzuhandeln.“

Und als Donald dazu schwieg, fuhr Wentgraf fort:

„Armer Kerl, der Gunter! Aber da sieht man's wieder: Liebt seine Frau, ist von ihr aus Neigung akzeptiert worden, haben gemeinschaftliche geistige Interessen, und doch fehlt etwas! Weißt du, sie kommen mir vor wie zwei Flüsse, der eine hat in den andern gemündet; aber die Wasser vermischen sich nicht, im gleichen Bett ziehen sie nebeneinander her, und man sieht deutlich, wo sie sich voneinander abgrenzen, rechts das dunkelgrüne, links das gelbgrüne, fast blond schillernde Wasser. Ich hab' dergleichen schon gesehen.“

Betroffen hatte Donald diesen Worten gelauscht. Sie eröffneten ihm einen neuen Ausblick. Etwas, was nicht mehr Eifersucht war und auch nicht Mitleid, regte sich in ihm, und er versetzte leise, indem er sich so zu dem Freund hinüberbeugte, daß kein Laut unterwegs verloren ging:

„Er will's zu Ende bringen.“

„Unstinn!“ fuhr Wentgraf auf, aber blickte Donald ängstlich forschend in die Augen. „Du meinst wirklich? Und Eva? Mein Gott, man muß Vorsichtsmaßregeln treffen. Weiß sie's?“

Donalds Hand krampfte sich fest um Wentgrafs Manschette.

„Eva? Ich glaube, sie könnte ihm den Willen tun.“

Jetzt fuhr Wentgraf vom Stuhl, setzte sich wieder, war aber so erregt, daß er die Zigarre in den Aschenbecher stieß, sein Glas austrank und dann hart auf den Tisch stellte.

„Wir wollen gehen!“

Sie beglichen die Zeche und brachen auf.

„Im Freien spricht sich's besser,“ sagte Philipp, als sie das Lokal verließen.

Don antwortete nicht.



Ein silberner Nebel schwebte über der Straße, zer- teilte die Lichtfluten, verzehrte die Umrisse und zog sich geisterhaft die „Linden“ hinauf und hinab. Sie gingen schweigend vor sich hin. Erst, als sie die Friedrich- straße gekreuzt hatten und es stille wurde um sie her, begann Wentgraf:

„Unter diesen Umständen mußt du Hausarzt bleiben. Gerade du. Das kann man doch einem Fremden gar nicht sagen. Du hast die Pflicht, jawohl, die Pflicht, auf dem Posten zu bleiben.“

„Nein, ich kann nicht,“ erwiderte Donald.

„Donnerwetter, Mensch, du kneiffst ja!“ rief Went- graf mit mühsam unterdrückter Stimme. Er war, wie immer, wenn es sich um die Taten anderer handelte, sehr entschieden und energisch.

Donald war unter dem scharfen Ausdruck zusammen- gezuckt. Er fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg; aber er antwortete ruhig:

„Ich hab’s abgewogen, und ich sage dir, ich darf nicht in das Haus. Eva ist stärker ohne mich.“

„Eva stärker ohne dich? Eva und du, ja zum Teufel . . .“

„Halt, Philipp,“ fiel Donalds Stimme ein, und sie hatte einen Klang, den dieser noch nie gehört hatte, „nun wir soweit sind, muß ich ja wohl reden; sonst wird’s eine Ehebruchsgeschichte, die du dir zusammenreimst.“

Sie waren schnell und immer schneller ausgeschritten, an der Universität vorüber, und nun, da das Opern- haus hinter ihnen lag, in einer von Passanten wenig begangenen Gegend angelangt.

Milchweiße Helligkeit schwamm in der Ferne, wo das königliche Schloß lag, eine feuchte Wärme erfüllte die Luft.

Und Donald erzählte, wie er Eva gegenübergetreten war, schon beim ersten Anblick mit magnetischen Kräften zu ihr hingezogen, wie sie einander ferngeblieben waren in allen Neußerlichkeiten, im Innern aber einen Zwang verspürt hatten, der sie zusammenführte.

„Und dann wurde Gunter krank, ich meine, bett-

lägerig. Der alte Baum war Hausarzt schon von Zeiten her, da am Enkeplatz noch Gunter’s Eltern ge- wohnt hatten. Baum kannte mich, er war mit meinem Vater befreundet, und als er mich eines Tages bei Gunter traf, wo ich einen freundschaftlichen Besuch ge- macht hatte, da nahm er mich in sein Coupé und sagte: „Nun werde ich ’mal ein gutes Werk tun. Ich werde Ihnen einen Patienten und einem Patienten eine sym- pathische Medizin verschreiben. Der Patient ist Gunter, und die Medizin sind Sie, Donald!“ Ich protestierte; aber er lutschte gemächlich seine Zigarre und blieb bei seinem Voratz. Mein Widerstand dauerte ein paar Straßen weit, dann gab ich nach, und etwas in mir war glücklich über diese Kapitulation. Ein paar Monate ging ich als Baums Stellvertreter zu Gunter; da hieß es eines Morgens, der alte Herr läge tot im Sessel vor seinem Schreibtisch. Die Zigarre war noch feucht, als sie ihn fanden. So bin ich Gunter’s Leibarzt ge- worden und in Evas Nähe gekommen.“

„Und dann?“ fragte Wentgraf. „Ich meine, was nun?“

„Dann hab’ ich getan, was ich konnte, um dem Mann die Sache erträglich zu machen, und habe die Frau wie eine Heilige verehrt — nicht wunschlos, es wäre Wahnsinn, das behaupten zu wollen, aber still, ohne ins Feuer zu blasen, ohne ihr zu sagen, wie es um mich steht. Und das war keine Kleinigkeit, sag’ ich dir, wenn ich sie neben dem kranken, bald durch diese, bald durch jene Komplikation und schließlich durch eine hochgradige Nervenüberreizung zum Quäler gewordenen Gebieter hergehen sah.“

„Erlaube, Gunter ist doch kein Unmensch!“ fiel Went- graf vorwurfsvoll ein.

„Ein Unmensch? Wahrhaftig nicht, der hat sogar mehr Trieb zum Höhern, größere Kräfte in sich als wir beide. Aber, wer so daliegt und sein Leben in Stücke gebrochen sieht, nutzlos und nicht einmal imstande, sein Weib täglich neu zu erobern, dann wieder von Schmer- zen gepeinigt wird, die ihn noch elender machen, der



hat sich doch nicht mehr in der Gewalt, und da springt dann ein anderer, häßlicher Mensch heraus, so was wie ein Kobold, der seine Lust am Quälen hat.“

„Da wäre ihm allerdings wohler, wenn's zu Ende wäre!“

„Das ist's!“ stieß Don heftig hervor und blieb stehen. Sie waren an der Schloßbrücke angelangt. Geisterhaft trat die Nixe im Licht der Kandelaber aus dem Dunkel, und als sie weiterschritten, tauchten drüben am Schloß die Koffelhändler auf, bis seine Nebelchwaden sie wieder entrückten.

Wentgraf hielt die Blicke auf das Gesicht Donalds geheftet, und obwohl er seine Züge kaum unterscheiden konnte, sah er, wie darin alle Fibern zuckten.

„Ja, Philipp. Er hat recht, ich könnte ihm keine größere Wohlthat erweisen, wenn wir das Ding mit seinen Augen sehen, als ihm mit ein paar Gramm Erlösung bringen. Dann ginge er schmerzlos aus der Welt, die für ihn nichts mehr übrig hat. Und weil er weiß oder instinktiv ahnt, daß ich im Grunde mit ihm übereinstimme, deshalb wird er so lange den Gedanken um und um wälzen, bis er als Lawine uns alle mit sich fortreißt und begräbt.“

Ein Frösteln überlief den Hörer. Wentgraf schob es auf die nebelfeuchte Luft, die hier an der Spree schwerer drückte und in silbernen Schleiern um das Schloßgebäude zog.

„Daß er dir oder seiner Frau das zumutet, sich so auf Kosten anderer eine Wohlthat erstiehlt, das glaub' ich nicht, glaub' ich nie und nimmer von Gunter!“ verlegte er.

„Wer spricht denn davon, Philipp? Ja, wenn's nur das wäre, sich selbst das Beste damit zu tun, dann hätte die Sache vielleicht noch so etwas wie einen moralischen Hintergrund für den, der ihm die Tür aufmacht! Aber es ist noch etwas, er will damit ein Opfer bringen, und das schlägt einem das Glas aus der Hand, solange man noch ein anständiger Mensch ist.“

„Um ihretwillen, meinst du, Don?“

„Er tut ihr leid, furchtbar leid; sie hat es mir selbst gesagt. Er wirkt auf sie, sie auf mich. Stirbt er, dann ist Eva . . .“

Er brach ab, schüttelte sich, als müßte er etwas Ekelerregendes von sich abwälzen, und sprach durch die zusammengebissenen Zähne: „Pfui, was für Kombinationen!“

Und plötzlich packte er Wentgraf bei den Schultern und schrie ihm mit tonloser Stimme ins Gesicht: „Mensch, begreifst du's jetzt! Ich kann's nicht verantworten; sie weiß, daß ich sie lieb habe, und sie ist ein Weib mit ungebrochenen Sinnen, sie sehnt sich nach einem, der sie in die Arme nimmt und den sie liebt, sie hat geschlafen, ein Dornröschen, nein, ein Marmorbild, das zum Leben erwacht! Das wird mächtiger werden in ihr, immer mächtiger, das Mitleid und die Liebe, die beiden werden ihr den Willen zur Tat geben oder ihren Willen sich untertänig machen — nenn's, wie du willst — aber jeder Blick, den wir wechseln, daß ich da bin, um sie bin, das alles schafft einen Zustand, in dem man das Aergste tut!“

Da regte sich in Wentgraf der Widerspruchsgeist des ästhetisierenden Immoralisten: „Nun, und wenn sie's täte, ihm aus Mitleid, dir zuliebe, allen zum Heil — wär' dies das Aergste?“

Donald Horn antwortete nicht. Sein Atem ging schwer. Die Hände in den Taschen des Ueberziehers, mit gebeugten Schultern schritt er rasch weiter, über die Kaiser Wilhelmsbrücke, als müßte er festen Boden unter den Füßen und das schwarze Wasser hinter sich haben, ehe er Rede stehen konnte.

„Ja, es wäre das Aergste, Philipp, für uns beide, sie und mich zusammen! Denn wir wären zusammengeschmiedet durch den gemeinsam empfundenen Zwang. Wenn Eva nicht wäre, und ich tät's, tät's Gunter zuliebe, nun, so hätt' ich das nachher mit mir allein abzumachen. Wär' ich nicht in ihrem Leben und sie erwiefe ihm's als Liebesdienst, so hätte sie vielleicht das Größte getan, was eine Frau einem Mann tun kann. . . . So aber ist's — ein Mord.“



Das Wort fuhr kalt über sie hin und blieb ohne Echo. Ein Luftzug war aufgekommen und strich durch den weißen Glanz, der über der Spree hing.

Sie gingen schweigend die Burgstraße entlang, auf die Lange Brücke zu, wo die vielfarbigen Lichter der Straßenbahnen und Omnibusse bunte Streifen durch den Nebel zogen und die Strahlenbündel der Vogelampfen gespenstisch schimmerten. Am dunkeln Schloßmaßiv wölkte es weiß empor und verlor sich über den Giebeln. Die Mondscheibe schien die Dünste aufzufaugen, und schwarzblau stand der Himmel über der Millionenstadt, und wenn sie sich umwandten, erblickten die beiden hinter dem Dom und dem plumpen Kuppelbau des Zirkus Busch einen gelbroten Brand in der Höhe, zu dem sich der Qualm der Fabriksschote und die Dünste der Frühlingsnacht entzündet hatten.

Erst, als sie an der Königsstraße angelangt waren und den Rückweg über die Brücke einschlugen, kam Wentgraf zu einem Ziel.

„Ich sehe schon, daß du dir da einen Entschluß abgekämpft hast, gegen den sich nicht reagieren läßt. Es ist so was wie ein Verzicht dabei für dich, und leicht wird's dir wohl auch nicht. Also hast du doch am Ende das schwerere Teil erwählt, und das wäre ja dann auch die größere Pflicht, wenn der Sentenz der Ebner-Eschenbach zu trauen ist.“

„Welcher Sentenz?“ fragte Donald mechanisch.

„So genau weiß ich das Mot der lieben alten Dame nicht mehr; aber sie will damit sagen, daß man im Konflikt zweier Pflichten immer die wählen soll, die einem am schwersten fällt, und das sei dann die richtige.“

Donald presste die Lippen zusammen. Wie halbe Neue packte es ihn. Wenn er ehrlich war, so mußte er sich gestehen, daß der Gedanke, mit der Flucht aus dem Gunterschen Hause könnte und mußte zugleich ein Verzicht auf Eva verbunden sein, ihm nicht gekommen war. Ja, er hatte sich von ihr zurückziehen wollen; er durfte nach der Offenbarung, die ihm heute zwischen Tür und Angel geworden war, die Schwelle nicht mehr

betreten, ohne an dem Kranken zum Schuft zu werden. Aber entsagen, einen Strich machen durch das, was unabhängig von seinen Gedanken und Entschlüssen sein ganzes Wesen erfüllte, das konnte er nicht. Freilich — ein unfähig peinliches Gefühl, ein förmlich physischer Widerwille stieg in ihm auf, wenn er sich unwillkürlich über Berechnungen ertappte, wann Eva frei werden könnte. Was, er lauerte auf den Tod des armen Kerls, eines durch und durch vornehmen Menschen, um ihn zu beerben! Er kam sich erbärmlich vor, als ihm das jetzt wirr und doch nur zu deutlich vor Augen trat.

Wentgraf versuchte dem unterbrochenen Gespräch eine andere Wendung zu geben. Es gelang ihm nicht. Horn blieb einsilbig und in sich gekehrt. Da schwieg auch Philipp, und stumm gingen sie weiter, bis sie die Französische Straße erreicht hatten.

Eine große Müdigkeit bemächtigte sich Donalds, die angespannten Nerven verfielen den Dienst. Ein Bedürfnis nach Ruhe, nach Schlaf machte sich geltend und verschloß ihm den Mund. Nur nicht denken müssen! Es war ja alles zu Ende gedacht.

Hinter der katholischen Kirche blieb Wentgraf stehen.

„Ich glaube, wir sind zu Ende, Don. Das Mandat nehm' ich an. Wie ich die Sache deichste, das wissen zwar vorläufig nur die Götter. Aber ich tu's. Und nun?“

„Halt,“ unterbrach ihn Donald, „erst die Hand, Philipp, für das, was du da gesagt hast!“

Und sie gaben sich die Hand und schlugen beide, von einem starken Gefühl übernommen, fest die Finger ineinander.

Dann räusperte sich Wentgraf, um den Kitzel zu befeitigen, der ihm in die Kehle gestiegen war, und fuhr mit gemachter Lustigkeit fort:

„Laß den Dank unterwegs, Don; ich bin's, der dir noch Dank schuldig war für die Alkoholwickel. Die haben mir damals mächtig imponiert. Und jetzt Schluß!“

Donald hielt immer noch Philipps Hand.

„So, nun kommst du noch mit in die Friedrichstraße. Es ist noch früh, Mama und Mila sind sicher noch auf.“



Der Kampf ums Dasein. Nach einem Aquarell von Hugo Pfend sack, Bruntrut-Paris.

Seine Müdigkeit war verflogen, er atmete wieder frei.

Da entzog ihm Wentgraf die Hand und versetzte mit plötzlich klanglos gewordener Stimme:

„Nein, laß man, Don! Heute nicht mehr. Ein andermal . . . Ich brauche Zerstreuung; drüben“ — er machte eine Gebärde nach dem Opernhaus hin — „ist ‚Götterdämmerung‘, ich komme noch zurecht zu Brunhildens Liebesgruß.“

Verhaltene Bitterkeit und Resignation verrieten sich im Ton seiner Stimme, und Donald spürte einen krampfhaften Druck, ehe Wentgraf seine Hand zurückzog. Er hielt ihn fest und stieß hastig hervor:

„Philipp, du hast was gehabt mit Mila?“

„Nichts, gar nichts. Sie ist . . . Na, ja, zum Teufel, ich hab sie gern . . . Und nun adieu!“

Hastig wandte er sich und ging mit langen Schritten ins Dunkel hinein.

Donald eilte ihm eine Strecke weit nach; aber als jener auf seinen Ruf nicht antwortete, sondern immer rascher über den spärlich erleuchteten Platz strebte, da ließ er von der Verfolgung ab. Einen Augenblick stand er unschlüssig; dann hielt er die Droschke an, die eben vorüberschlich. Er war so zerstreut, daß er dem Kutscher zuerst Entseplat zuriel, um sich dann zu verbessern. Er fuhr nach Haus. Die andere Adresse existierte nicht mehr für ihn, die mußte er löschen. In seinen Notizen und in seinem Gedächtnis.

„Als wenn das so ginge, wie auf dem Papier!“ murmelte er. Aber es mußte sein.

(Fortsetzung folgt).

Jean-Paul.

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Neishi.

(Fortsetzung).

Jean-Paul schnitt das Band durch, öffnete das Papier, lüftete ein wenig den Deckel und guckte.

Ein breites Lächeln fuhr über sein Gesicht.

Und während er das Papier wieder zusammenfaltete und die Schnur band, konnte er ein kurzes, sicheres Gelächter nicht unterdrücken.

Der Sattler neben ihm fuhr zusammen:

„Zum Teufel, weshalb lachen Sie?“

Jean-Paul lachte noch lauter.

„Das tue ich . . . Sie mögen es vielleicht nicht leiden?“

„Na, mir kann's gleichgültig sein. Aber man ist nicht gewohnt, Sie in guter Laune zu sehen . . . Und wenn Sie dann noch dastehen und über nichts lachen, so . . .“

Jean-Paul schlug einen feierlich=dozierenden Ton an: „Darin haben Sie recht! Ueber nichts zu lachen ist dumm. Das soll man nicht. Aber ich lache über etwas, über etwas sehr Großes . . . einen fast schwindelnden Begriff. Ich will es Ihnen anvertrauen, wenn Sie darüber gegen jedermann schweigen.“

Jean-Paul war unwillkürlich auf die paradoxe Form für seine Manier gekommen.

„Ich lache, sehen Sie, über ‚die Narren des Narren!‘ Was sagen Sie dazu, Gautie? Das ist doch ein Ding, nicht wahr! ‚Narren des Narren!‘ ist ein großer Begriff! Verstehen Sie mich?“

Der andere glogte.

„Vermutlich wollen Sie mich zum Narren halten . . .“

Jean-Paul unterbrach ihn.

„Gar nicht! Das hieße ja, Sie unter meinen großen Begriff ziehen, und dafür sind Sie ein allzu hervorragender Clown! . . . Nein! . . . Ich will es Ihnen noch nicht anvertrauen, noch nicht . . . Aber heute abend, wenn wir hier die Bude in der Stadt der guten Köpfe schließen, dann sollen Sie auf Ehrenwort den Grund wissen, warum ich gelacht habe — Amen!“

Der andere legte plötzlich die Ahle hin und schielte zu Jean-Paul hinauf:

„Wissen Sie, was ich glaube? Ich glaube, daß Sie bis dahin selbst ganz nachdrücklich zum Narren gemacht werden.“

Und er sicherte schadenfroh.

Jean-Paul schlug mit beiden Armen aus:

„Mich zum Narren machen kann man nicht; denn Narr bin ich! Man kann mich höchstens unter eine Umschreibung des großen Begriffes ziehen, also ‚Narr der Narren!‘. Und vor meinem eigenen Einfall beuge ich mich!“

Mit dieser Bemerkung verließ Jean-Paul den Zeltraum.

Er ging durch den Stall zurück, wo ein striegelnder Knecht ihm ein „Glück auf, Herr Jean-Paul!“ zuriel.

Der Clown winkte ihm lächelnd mit der Hand.

„Danke schön, Ernst!“

„s freut mich, Sie frei zu sehen!“

Jean-Paul hatte den Eingang erreicht, vor den gerade eine Droschke fuhr.

Die Tür wurde geöffnet, und Angelika Amalie hüpfte heraus . . .

Sie sah fein und bezaubernd aus in ihrem hellgeblühten Mullkleid. Der große weiße Hut mit seinem blassen Rosengarten beschattete weich das Gesicht. Die Augen unter ihren schweren Lidern trugen heute das Gepräge der gleichen wehmütigen Ermattung, dieselbe etwas krankhafte Glut, die seinerzeit und später immer wieder Jean-Pauls Gefühle aufflammen gemacht hatte.

Sobald sie ihren Mann bemerkte, kam sie gleich gelaufen und legte ihre beiden Hände auf seine Schultern.

Mit einem zugleich gespannten und bekümmerten Ausdruck blickte sie ihm ins Gesicht.

Jean-Paul ergriff sanft die beiden schmalen Handgelenke seiner Frau. Dann nickte er ein paar Mal beruhigend.

„Es ist alles in Ordnung. Wir reisen morgen.“

Die müden Augen Angelika Amaliens wurden heller, und es klang wie eine große Befreiung, als sie sagte:

„Nun, gottlob, gottlob! . . . Es würde auch schrecklich gewesen sein!“

Jean-Paul lächelte.

Und Angelika fragte wieder:

„Wie hat sich die Sache machen lassen?“

„Mit Geld!“

„Kaution also? Vater sprach davon, daß es sich vielleicht so machen lassen würde . . .“

„Kaution, ja.“

„Hast du . . . viel Geld bezahlen müssen?“

Angelika Amalie stellte diese Frage mit einer gewissen Bangigkeit.

Und Jean-Paul fragte:

„Willst du wissen, wieviel?“

„O nein, das kann mir am Ende gleichgültig sein . . . aber . . .“

„Tausend Kronen!“

Jean-Paul nannte die Summe mit einem Ton, als wäre es eine Million.

Ein kurzer, gedämpfter Ausruf unangenehmer Ueber- raschung entschlüpfte seiner Frau.

Der Artist betrachtete sie eine Weile mit einem sonderbaren Blick.

Dann sagte er: „Nicht wahr, das ist teuer?“